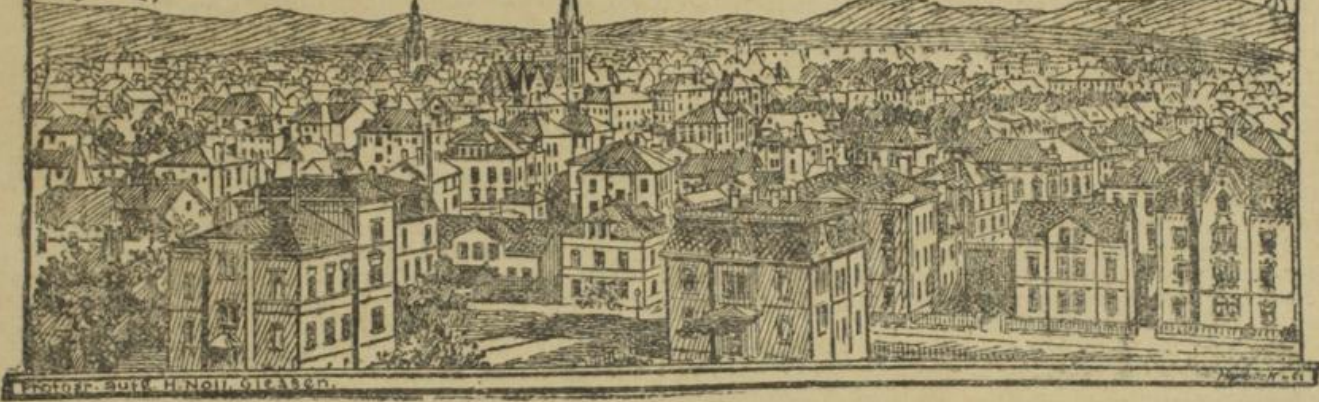


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Reibnitz hatte wieder seine unstete Wanderung durch das Zimmer begonnen. Nun blieb er plötzlich dicht vor ihr stehen. „Das sind Nebensarten, Regine! Wahrscheinlich hast du einmal irgendwo so was Mehnliches gelesen. Aber damit du selber einsehst, daß alles bloß leeres Geschwätz ist, will ich dir etwas sagen. Darauf, ob ich dich lieb genug habe zum Heiraten, ob ich überhaupt jemals wieder ein Weib lieben kann — darauf kommt es augenblicklich gar nicht an. Die Hauptsache ist, daß ich ein verlorener Mensch bin, und daß mein Leben unheilbar verpfuscht ist. Ich habe kein Geld, keine Familie und keine Freunde. Ich könnte dir so wenig etwas zu essen schaffen, als ich dafür sorgen könnte, daß du ein Dach über dem Kopf und ein Kleid auf dem Leibe hast. Und so wie es heute ist, würde es immer bleiben. Denn ich lauge nicht zum Arbeiter. Das da unten in Klein-Elbach war mein letzter Versuch. Gott weiß, daß ich es nicht acht Tage ausgehalten hätte, — wenn nicht — na, das ist ja vorbei. Da siehst du mich, wie ich wirklich bin. Hast du immer noch Lust, dein Schicksal mit meinem zu verbinden?“

„Ja, Botho. Denn das alles ist doch nur ein vorübergehender Zustand. Aus jedem Wort, das du sagst, höre ich doch nur das eine, daß du einen Menschen niemals so nötig gehabt hast wie eben jetzt.“

Als hätte ihre sanfte Beharrlichkeit ihn völlig zu Boden geschlagen, ließ er sich auf einen Stuhl fallen.

Starr vor sich hinblickend, sprach er nach einer kleinen Weile mit leiser Stimme weiter: „Aber ich will keinen Menschen haben — hörst du, Mädchen: ich will nicht. Ich kann keinen mehr brauchen. Was ich dir von mir gesagt habe, ist ja noch lange nicht alles. Da ist noch etwas anderes, etwas hundertmal Schlimmeres, was ich dir nicht sagen kann. Wenn du das wilstest — aber es ist ja Unsinn, daran zu rühren. Du hörst doch, daß ich nicht will.“

Er hatte beide Ellbogen auf die Tischkante gestemmt und das zuckende Gesicht in den Händen verborgen.

Da ging Regine auf den Fußspitzen zu ihm hin und legte ihren Arm um seinen Nacken. „Ich bitte dich, Botho, höre mich geduldig an. Ich glaube, du hast mich noch gar nicht richtig verstanden. Daß du arm bist, habe ich ja gewußt, und nicht einen Augenblick habe ich daran gedacht, dir zur Last zu fallen. Ich werde mit hier eine Stellung suchen, und ich bin gewiß, daß ich eine finden werde. Ich habe mancherlei gelernt und fürchte mich vor keiner Arbeit. Es ist ja genug, wenn wir uns hier und da einmal sehen können. Und auch für dich wird sich etwas finden, das deinem Namen und deinem Stande angemessen ist. Ich — ich bin ja nicht mit leeren Händen zu dir gekommen, Botho.“

Bei den letzten Worten erst hatte ihre bisherige Sicherheit sie ein wenig im Stich gelassen, und eine heiße Blutwelle war über ihr Gesicht gegangen.

Reibnitz aber, der ihre zärtliche Berührung anscheinend nur widerwillig gebildet hatte, erhob plötzlich den Kopf.

„Nicht mit leeren Händen? Was soll das heißen, Regine?“

„Ich habe schon vor zwei Jahren von einer Tante fünf-tausend Mark geerbt, die damals auf ein Sparkassenbuch für mich eingezahlt wurden. Das Buch habe ich mitgebracht, und wenn du mit die große Freude machen willst, es von mir anzunehmen —“

„Ach, Unsinn!“ fiel er ein, aber es hatte doch einen anderen Klang als seine früheren Zurückweisungen. „Damit könnte ich leicht in des Teufels Küche kommen. Du stehst ja noch unter väterlicher Gewalt.“

„Mein Vater weiß, daß ich das Buch mitgenommen habe, und er hat keinen Einspruch dagegen erhoben. Ich sollte tun und lassen, was mir gefiele, jagte er. Er will eben in Zukunft nichts mehr mit mir zu schaffen haben.“

„Ja — aber ich kann das Geld doch nicht so ohne weiteres nehmen. Eines Tages wirst du anderen Sinnes werden und wirst es zurückverlangen. Das geht immer so. Und wenn ich es dann zufällig nicht habe —“

„Nie — niemals werde ich einen Pfennig zurückverlangen, Botho! Ich wäre ja so glücklich, wenn du es als ein Geschenk ansehen wolltest, als einen ganz geringen Beweis meiner Liebe. Wie gerne würde ich tausendmal mehr für dich tun!“

Die Nahrung, die ihn jetzt veranlaßte, seinen Arm um sie zu legen und sie an sich zu ziehen, mochte nicht ganz und gar erheuchelt sein. Vielleicht erinnerte er sich eben jetzt daran, daß sie um seinerwillen ihr junges Leben hatte fortwerfen wollen, und daß sie trotz seines offenen Verrats noch immer gläubig alle ihre Hoffnungen auf ihn gesetzt hatte. Und aus dem düsteren Chaos, als das ihm noch vor wenigen Minuten seine Zukunft erschienen war, hob sich vielleicht auch für ihn in diesem Augenblick etwas wie ein fernes, hoffnungsvoll leuchtendes Ziel.

„Du bist ein gutes Mädchen, Regine — ein besseres jedenfalls, als ich's verdiene. Aber du darfst nicht verlangen, daß ich dir heute große Versprechungen mache, und du wirst wahrscheinlich noch viel Geduld haben müssen, bis ich so geworden bin, wie du's dir wünschst. Einen Versuch dazu will ich in Gottes Namen machen.“

Wie ein Schimmer des Glückes hatte es sich über ihr junges Gesicht gebreitet, und in scheuer Lieblosung berührten ihre Lippen seine Wange. „Mehr habe ich mir für den Anfang ja auch gar nicht erhofft, Botho!“ flüsterte sie. „Und nun will ich wieder gehen.“

Er wollte sie noch halten, aber sie widerstand mit freundlicher Entschiedenheit seinem Drängen.

„Nein, nein! Es gibt ja auch so viel für mich zu tun. Ich werde mich nicht eher beruhigt fühlen, als bis es mir gelungen ist, eine Stellung zu finden. Und nach einer Woh-“

nung habe ich mich auch noch nicht umgesehen, in der Angst, daß ich dich dann vielleicht nicht mehr finden könnte."

Da erbat er sich wenigstens die Erlaubnis, sie auf ihren ersten Wegen in dem fremden, großen Berlin zu begleiten, und es erfüllte sie sichtlich mit Stolz, daß er nicht verschmähte, sich vor allen Leuten auf der Straße mit ihr zu zeigen.

10. Kapitel.

Der Tag, dessen dunstig verschleierte Mittagsonne über matten Strahlen über das pomphaste Leichenbegängnis der Baronin Irma v. Bardeleben ausgestreut, neigte sich seinem Ende zu. Es war ein herber, rauher Tag gewesen, und der Wind war schneidend scharf über die kahlen Felder von Klein-Elbäch gestrichen. Auf dem alten Friedhof von Reinswaldau aber war ein Menschengewimmel gewesen, noch gedrängter und vielköpfiger als vor sieben Jahren bei der Beisetzung des alten Barons. Die Bardeleben besaßen kein Mausoleum auf eigenem Grund und Boden, oder es war doch wenigstens heute nicht mehr Bardelebenschers Boden, auf dem sich der Kapellenartige Bau ihres Erbbegräbnisses erhob. Vor Zeiten freilich hatte ihnen auch Reinswaldau gehört, damals eine unscheinbare Siedlung mit wenig mehr als zwanzig armseligen Rätnerhäusern.

Aber es lebte keine Erinnerung mehr an diese längst dahingegangenen Tage feudalen Glanzes. Jetzt gehörte Reinswaldau mit seiner einzigen, aber schier ins Unendliche gedreckten Dorfstraße vom ersten bis zum letzten Hause der Industrie. Die riesigen Webereien der Aktiengesellschaft, vormals Rasmussen u. Söhne, beherrschten alles, und als Hauptaktionär des von seinen Vorfahren begründeten Unternehmens durfte sich der Oberleutnant Herbert Rasmussen noch heute als den eigentlichen Herrn von Reinswaldau betrachten. Die schmucklose Villa unweit der großen Fabrikgebäude, in der bis vor sechs Jahren sein Vater, der Kommerzienrat Rasmussen, gewohnt hatte, stand noch immer zu seiner Aufnahme bereit; aber zum ersten Male in diesen sechs Jahren war er vor zwei Tagen hier abgestiegen. Auch die von seinem Regiment zur Teilnahme an der Beerdigungsfeier entsandten Offiziere hatten für eine Nacht in der Villa Rasmussen Wohnung genommen, während die ehemaligen Regimentskameraden des Herrn v. Bardeleben sich im Klein-Elbacher Herrenhause einquartiert hatten.

Es waren auch sonst noch etliche Logiergäste aus der Verwandtschaft auf dem Schlosse eingetroffen, aber die meisten waren doch erst am Morgen des Beisetzungstages gekommen, und der Harnsdorfer Bahnhof hatte seit langem nicht mehr einen so lebhaften Verkehr gesehen als an diesem Tage. Der große Saal im unteren Stockwerk des Schlosses hatte bei der Trauerfeier nur einen kleinen Teil der von allen Seiten zusammengeströmten Leidtragenden aufzunehmen vermocht, und der Leichenzug vom Herrenhause bis zum Friedhof war der längste gewesen, dessen sich die ältesten Leute aus Reinswaldau erinnern konnten, und sie erinnerten sich auch an keine schönere, erhabendere Beisetzung, als es die heutige gewesen war. Eine ganze Regimentskapelle hatte die Trauermärsche und Choräle gespielt; die Schulchor von Reinswaldau und der Waldenburger Kirchenchor hatten abwechselnd gesungen, der Geistliche hatte nach dem einstimmigen Urteil der Hörer die rührendste Rede seines ganzen Lebens gehalten, und der Kränze waren so viele gewesen, daß man sie auf zwei Wagen dem unter der Blumenfülle völlig verschwundenen Sarge hatte nachfahren müssen.

Auch der Tränen waren sehr viele vergossen worden bei der Trauerfeier im Schlosse wie an der offenen Gruft. Wie ein einziges lautes Schluchzen war es durch die hundertköpfige Menge gegangen, als der Geistliche in ergreifenden Worten das Bild der Entschlafenen ausgemalt, die ein unerforschlicher Ratsschluf der Vorsehung in ihres Lebens Maienblüte dahingegenommen habe, hinweg aus dem Schoße des Familienlebens, von der Seite des Vaters und des einzigen Kindes.

Aufrecht und straff, aber mit der Straffheit eines Steinbildes, hatte der Baron Harro v. Bardeleben dagestanden, als man unter dem Dache seines Hauses den letzten Segen sprach über die irdische Hülle seiner Frau und als man später unter dem Gesänge heller Kinderstimmen ihren Blumenüberladenen Sarg langsam hinabgleiten ließ in die Gruft. Nicht ein Muskel in seinem schönen, stolzen Gesicht hatte sich bewegt, und was die Zunächststehenden in seinen

Jügen lasen, dünkte sie viel eher finsterner, verbissener Ingrimms als verzweifelter Schmerz.

Zum ersten Male in seinem Leben war es Bardeleben heute widerfahren, daß die Leute von Reinswaldau hart und unfreundlich über ihn urteilten. Und da, wo die Zuschauer weit genug von dem eigentlichen Trauergeschehen entfernt standen, um sich ohne sonderliche Rücksichtnahme unterhalten zu können, waren zum ersten Male Worte herben Tadelns für den Gatten laut geworden, der die Lebende schmählich vernachlässigt habe und nun nicht einmal den kümmerlichen Liebestribut einer Träne für die Tote aufbringen könne. Die gerührte Stimmung des Augenblicks bereitete den Boden für die gefährliche Saat der üblen Nachrede. Wie giftzüngige Schlangen krochen die Verdächtigung und Verleumdung durch die Menge. Von sträflicher Untreue wiperten die einen, von brutaler und herrischer Behandlung die anderen, und ehe noch über der Gruft das letzte Amen gesprochen worden war, hatte sich von Mund zu Mund ein böses Wort fortgepflanzt, ein Wort, vielleicht sinn- und gedankenlos hingeworfen von dem, der es zuerst gesprochen, aber mit bedeutungsvollem Inhalt erfüllt von denen, die es weitergegeben: „Wer weiß, was da drüben geschehen ist in der Nacht ihres Todes! — So jung stirbt man nicht am Schlagfluß. Und sie war doch immer ganz gesund! — Aber bei den vornehmen Leuten kann natürlich alles vertuscht werden!"

So schlich es durch die Reihen, und es war, als sei durch den rätselhaft schnellen Tod der schönen, jungen Frau alles Gedenken ausgelöscht an den Groß und die Abneigung, die man um ihres hochmütigen Stolzes willen einst gegen die Lebende gehegt.

Im Klein-Elbacher Herrenhause war es nach der Beisetzung hergegangen, wie es in ländlichen Trauerhäusern bei solchem Anlaß immer herzugehen pflegt. Im großen Speisesaal war eine lange Tafel gedeckt gewesen für die von auswärts gekommenen Leidtragenden, aber sowohl der Gatte wie der Bruder der Verstorbenen hatten sich entschuldigen lassen, und das stille Mahl war schon nach Verlauf einer halben Stunde vorüber gewesen. In der Bibliothek hatte Bardeleben die Besucher zur Verabschiedung erwartet, und er hatte sich bei dieser Gelegenheit ebenso ruhig und gefaßt gezeigt wie im ganzen Verlauf des Tages. Ein Händedruck, ein kurzes, trodenes Dankeswort, das war alles, was er als Antwort auf die erneuten Beileidsversicherungen der Verwandten und Freunde hatte.

Als die Dämmerung hereinbrach, rollte auch der letzte Wagen durch die Auffahrts-Allee davon, und tiefe Stille lag wieder über dem alten Herrenhause, das heute zum ersten Male seit einer Reihe von Jahren der Schauplatz regen, bewegten Lebens gewesen war.

Bardeleben saß vor dem großen Schreibtisch in der Bibliothek, die er seit jener Fahrt nach Waldenburg nur selten verlassen hatte. Sogar die Nächte verbrachte er hier unten, nachdem ein anstoßendes Kabinett auf seinen Befehl zum Schlafzimmer hergerichtet worden war. Es war, als habe er ein Grauen davor, seinen Fuß in die Räume des oberen Stockwerks zu setzen, und als wolle er auch keinem anderen mehr gestatten, die bisher von ihm und von seiner Frau benützten Gemächer zu betreten. Unmittelbar nachdem man die Tote zur Aufbahrung in den großen Saal hinabgetragen hatte, waren sie auf sein Geheiß verschlossen worden, und die Schlüssel ruhten, für niemand erreichbar, in einem Geheimschloß seines Schreibtisches.

Er hatte eine Anzahl von Papieren vor sich liegen, die ihm der Gutssekretär Tihmar schon gestern unter allerlei verlegenen Entschuldigungen überbracht hatte, weil es nach seiner Versicherung unerläßlich war, daß der Herr Baron sie selber unterzeichne. Ein paarmal hatte er auch schon den Versuch gemacht, sie durchzusehen; aber er war niemals über das erste Blatt hinausgekommen. Und das hielt er jetzt wieder seit beinahe zehn Minuten in der Hand, ohne daß ihm von seinem Inhalt mehr als der Sinn der Anfangszeilen zum Bewußtsein gekommen wäre.

(Fortsetzung folgt)

Tejas Wahl.

Von Waldemar Bonsels.

Tejas kurze Geschichte ist eines jener entscheidenden Erlebnisse der Jugend, die unsere Betrachtung und Wertung menschlicher Angelegenheiten auf einen Anspruch erheben können, welchen die

nächsteren Tagesereignisse eines ganzen Lebens nicht mehr abzuschwächen vermögen.

Es trieb mich damals nach Rußland, in die Prim, weiß Gott, welsch ein Zufall mir die Anregung dazu gab, aber ich befand mich in jenem in gleichem Maße glücklichen wie unglücklichen Zustand meiner Entwicklung, in welchem das Bedürfnis nach Erlebnissen eine oft so gefahrvolle Gleichgültigkeit gegen jedes kühnere Ergehen mit sich bringen kann. Mit unbestimmtem Glauben an ein sicheres Glück und mit beschränkten Mitteln ausgestattet, erschienen mir die Güter der Welt immer nur dort erreichbar, wo ich mich eben nicht befand.

Es war Hochsommer und sehr heiß, als ich am Meer anlangte, in einem kleinen Ort, der wahrscheinlich nur in dieser Jahreszeit das wechselvolle Bild bot, das mich anlockte und zum Verweilen einlud. Der Sommer und das Meer hatten eine bunte Fülle von Menschen aller Stände und Interessengebiete hier vereint, Kleinrussen, Kaukasier, Türken und städtische Vertreter der Moskauer Gesellschaft mischten sich unter Barsüßler und behäbige Kaufleute und Bauern aus der Provinz, die ihre Standesehre schwerfällig behaupteten und jeden Umgang mit dem heimatslosen Gesindel mißden, das den Strand und die Weinberge belebte. Da es dem russischen Charakter fernliegt, seine Angelegenheiten und Lebensgebräuche nach den zufälligen Nachbarn oder nach den Fremden zu richten, so bot sich jeder Stand in seiner charakteristischen Lebensform da und es entstand ein mannigfaltiges Bild.

Ich mietete einen Schlafraum in einem modernen Hotel, das nur für die Dauer der Saison aufgeschlagen worden war und einer jener Tribünen glich, die auf Rennplätzen oder Jahrmärkten aufgeschlagen werden. Unten befanden sich ein Tanzsaal, ein kleines Café, und eine Stallung mit Wagenremise, drei Räumlichkeiten, die je nach dem Zuspruch auf Kosten der andern vergrößert werden konnten. Als ich mir dort am Abend Wein bringen ließ, fand ich die Gesellschaft Gleichgesinnter, nach der ich Verlangen trug. Ich war lange über den Stand und die Lebensinteressen der Tischrunde, die ich vor mir hatte, in Zweifel, ich hörte deutsche Worte, russische, auch wurde französisch gesprochen, eine Gitarre ging von Hand zu Hand, vom Tee über Kornschnaps bis zu französischem Schaumwein wurde allen Getränken zugesprochen, die das Haus zu bieten hatte, und wer aus der Kleidung der Versammelten auf ihren Stand oder Beruf zu schließen versucht hätte, wäre am wenigsten zu einem sicheren Resultat gekommen.

Soviel ließ sich bald erkennen, daß ein Mädchen, das am Ende des Tisches saß, tief in die Bank zurückgelehnt und in ein Tuch gehüllt, das auch ihr Haar fast ganz verbergte, der Mittelpunkt dieses lockeren Kreises war. Wäre sie es nicht gewesen, so hätte jeder Beschauer von aufmerksamem Anspruch sie dazu gemacht. Ihre Gesichtsfarbe war von völlig gleichmäßigem Hellbraun, der große Mund beinahe farblos, als fiele ein matter, rötlicher Schein auf einen Grund von Eisenblei. Ihre Augen waren von so tiefem Schwarz, so glänzend in ihrer nächtigen Allmacht und von so strahlender Lebensfülle des Blicks, daß sie die Sinne des Beschauenden wie in einen mythischen Bann von Andacht sprachen. Die Brauen liefen unter der Stirn so gleichmäßig und breit dahin, als ob sie mit weicher Kohle gezeichnet worden wären, und als seien sie nie berührt, von keiner Wut und keinem Sturm. Ich starrte hinüber und trank.

Nach einer Weile flogen ein paar leise Worte in Frage und Antwort um den Tisch, die meiner Person zu gelten schienen, ich fürchtete, als Zuschauer lästig geworden zu sein, aber da sah ich, daß das Mädchen auf die Frage eines jungen Mannes hin nickte, und er erhob sich und trat auf mich zu.

Die roten Hände im Gürtel seines Kittels, nickte er zwei, dreimal, ebenso herb wie gutmütig, und wies dann hinter sich an den Tisch seiner Gefährtin:

„Sie sind angekommen, sind allein . . . also, was hindert Sie, wenn Sie wollen, bei uns am Tisch zu sitzen? Wir trinken, singen . . . nun?“

Ich stand auf und gab ihm die Hand. „Ein Deutscher ist es,“ sagte er, als wir vor den Anderen standen, und er stellte mir seine Freunde vor, einen nach dem Andern. Ich hörte Namen, die ich vergaß, der eine hob sein Glas, der Andere die Hand. „Und dies ist Teja,“ hörte ich, und mein Nachbar wies auf das Mädchen, das mich mit einem Blick und einem Nicken einlud zu bleiben, und nach diesem Gruß war mir, als wäre ich unter diesen heimatslosen Weselen längst schon zu Hause.

Der Tisch leerte sich gegen Mitternacht langsam, als eine der Letzten ging in Begleitung von zwei jungen Männern auch Teja, und das Lokal schien mir nun leer und verödet. Von ihren Begleitern fiel ein rauher Geselle mir erneut auf, als er sich scheu und fast tölpelhaft um das junge Mädchen bemühte, und fast wunderte ich mich, daß sie sich in solcher Gesellschaft in die Nacht hinauswagte. Ein verwilberter Bart bedeckte sein rauhes slavisches Gesicht, und er ging fast in Lumpen. Mir war, als sei er nur aus Mitleid am Tisch gebudelt.

Mein Nachbar, der mit mir zurückgeblieben war, beobachtete mich und sah mich nun lächelnd an, während er in gebrochenem Deutsch sagte:

„Nicht wahr, Sie wundern sich? Der Tisch ist nun leer, aber es hat nicht einer daran gesehen, der nicht in Teja verliebt ist, und die scheinbare Harmonie in dieser Runde ist gefährlich. Mor-

gen gehören Sie übrigens auch zu diesen Freiern, wenn Sie es nicht schon heute tun.“

„Wer ist jener verkommene Mensch, der das Mädchen begleitet hat?“ fragte ich.

„Verkommen? Sie sind noch jung . . . schließen nach der Kleidung; das Erste ist Teja auch, aber das Zweite tut sie nicht. Ach, Sie haben eine Ahnung, glauben, das Leben sei, wie es aussieht . . .“ Nun, so sagte er mir denn, wie das Leben sei, und ich läuschte ihm bis gegen Morgen, nicht um feinetwillen, sondern weil ich durch ihn von Teja und ihren Freiern hörte.

Die seltsamen Geschichten und Schicksale, die ich hörte, gingen mir noch lange Zeit durch den Kopf, und ohne daß ich es recht gewahrt geworden war, hatte ich das Interessengebiet dieses merkwürdigen Kreises zu meinem gemacht. Ich lernte sie nacheinander fast alle näher kennen, den reichen baltischen Gutsbesitzersohn, der in sinnlosem Unverstand seiner Enttäuschung sein Vermögen vergeudete, den jungen Petersburger Dichter, der in seiner Heimat berühmt war und sich hier damit begnügte, Abend für Abend kaum beachtet an Tejas Tisch zu sitzen. Ein junger Offizier, der im Kaukasus diente und hier seinen Urlaub verbrachte, fiel mir durch seine beinahe klassische Schönheit auf; ich mußte oft dies läßle, klare Gesicht anstarren, und über dem Übermaß seiner Form vergaß ich die Verheit seines wohlbestellten Blicks. Es schien mir unvermeidlich, daß das Mädchen ihm den Vorzug geben mußte, aber sie behandelte alle mit gleichmäßiger Freundlichkeit. Am meisten aber fesselte mich jener zerlumpte Geselle mit dem wilden, unschönen Kopf, der nie sprach, und dem bei aller Grobheit des Gebarens eine eigen schwerwärtige Welt aus den blauen Augen sprach. Er hieß Paule.

Der Sommer verging. Teja lebte still unter diesen Ungeheuren und Melancholischen dahin, wie in eine Hoffnung versunken, deren Erfüllung in unerreichbaren Fernen harrete, und sie trug ihren Anspruch, wie das Pfand ihres Wertes, in liebevollem Schwelgen; es war mir oft, als sei sie aller Schwester, und sie wurde auch die meine.

Und dann geschah jenes unfassbare Etwas, das wie ein greller Blitz in die Schwüle der Erwartungen brach, von welcher nur Teja nicht berührt zu sein schien. Ich werde diese Stunde niemals vergessen. Paule war nicht anwesend. Am Tisch erzählte jemand, es war jener junge Offizier und um ihn her wurde gelacht. „Und dann kniete er davor . . .“ verstand ich. Da fragte Teja, wovon die Rede sei. Anfangs zögerte man, aber dann wurde jene Geschichte zum Besten gegeben, es handelte sich um Paule. In einer einsamen Grotte am Meer hatten Stellen Badende ihn beobachtet, wie er an einer selten betretenen Stelle zwischen den Felsen einen Stein fortwälzte und eine Stelle im Sand betrachtete. Später forschten sie nach und fanden dort den mit großer Sorgfalt gehaltenen Abdruck eines kleinen Frauenfußes . . .

Wenn ich doch Tejas Gesicht schildern könnte. Sie erhob sich ein wenig, beugte sich vor, und es schien, als läuschte sie auf eine Verkündigung von menschlicher Liebeskraft und vom Leid der Hoffnung, wie sie es nie geglaubt hatte. Das Lachen am Tisch verstummte, als sie aufstand, mit einer unergreiflichen Gebärde der Entschlossenheit das Tuch um die Haare warf und hinausging. Wir Lachenden haben sie niemals mehr in unserer Mitte gesehen. Sie ist Paulas Frau geworden.

Badegestörchen aus alter Zeit.

Ins Bad — so lautete zu Beginn der heißesten Zeit des Jahres die Forderung unserer Altvordern vor drei- oder gar fünfhundert Jahren, ganz wie heute. Freilich, die See oder das Hochgebirge suchte man damals nicht auf, sondern man machte seine „Badefahrt“ in ein binnenländisches, nicht hochgelegenes Mudebad, sei es, um sich durch Bergnügungen zu zerstreuen, sei es, um Heilung von irgend einer Krankheit zu suchen.

Seltam, ganz seltsam muten uns moderne Menschen die zeitgenössischen Berichte über das Babelleben von anno dazumal an. In Baden (im Nargau), einem der ältesten Mudebäder überhaupt, gab es beispielsweise das sogenannte „Schlemmerbad“. Nach der Sitte jener Zeit bildeten sich geschlossene Gesellschaften für einzelne Bäder, und über das Herrenbad im Stadthofe, in dem zwanzig Geistliche und Weltliche, übrigens Katholische und Reformierte gemeinsam, badeten, erzählt Gustav Peyer nach alten Quellen: „Wer sich aufnehmen lassen wollte, konnte sich mit ein bis zwei Kubel Wein einkaufen, oder er zahlte zwei Doppelvierer.“ Morgens 6 Uhr wurde gemeinsam im Bade die Suppe genossen, wobei vor und nach dem Essen gebetet ward. Dann folgte ein kurzweiliges Lied auf dasjenige Gesellschaftsmitglied, welches tags zuvor den „Wirt“ gemacht hatte, und die Wahl des neuen „Wirts“, der mit einem Kranz geschmückt wurde. An Sonn- und Feiertagen wurden die Morgensuppe und der Gesang ausgesetzt. Um stets in heiterer Stimmung zu sein, sprach man dem Weine wacker zu, weshalb nun das Herrenbad nicht im Mufe absonderlicher Solbität stand, sondern gemeinhin das Schlemmerbad genannt wurde, in dem man die „volle Metze“ trinke. Die Badegesellen hielten unter sich einen studentisch strengen Comment, wählten einen Schultheißen, Stadthalter, Sädelmeister, Kaplan, Schreiber, Großweibel, Kalthaus, Schergen und Nachrichter, deren Leben ein bestimmter Pflichtenkreis zugeteilt war. Sie alle muß-

ten dem Schutzhelmen mit der linken Hand an den Stab geloben, Aeb und Leid mit den räubigen und schäßigen Badegewässern zu teilen, und, was in der Bäderbehandlung wird, allezeit bleiben zu lassen, d. h. nicht aus der Schule zu schwagen. Nach der Morgensuppe fand regelmäßig Gericht statt, wobei der Großvater als öffentlicher Ankläger fungierte, besonders wegen unzüchtlichen Betragens und unordentlichem Baderleide und Gotteslästerung. Die Bußen waren je nach dem Vergehen verschieden, drei bis vier Fuder Wein. Wer einen Hund mit ins Bad nahm, hatte neun Pfennige Buße zu entrichten. Alle Straferkenntnisse wurden dem Sadelmeister zur Einkassierung überantwortet. Die Bußengelder wurden zum Teil vertrunken, zum Teil den Armen zugewendet. So wurde damals, wie ein späterer Bericht sagt, „an einem Orte, wo man sich zur Erholung und Lust versammelte, spielend Bucht und Ordnung aufrecht erhalten.“

Es gab auch getrennte Frauenbäder, außerdem aber auch eine Art Familienbades, in das man auch als Zuschauer Eintritt fand. Ueber das gleiche Bad Aargau berichtet Franz Boggio, der Sekretär des Papstes Johann XXII., im 15. Jahrhundert anmutige Dinge: er erzählt, wie man im Bade speist, und zwar an Tischen, die auf dem Wasser schwimmen, und schildert dann: „Ich sah alles von der Gallerie, die Sitten und Gewohnheiten dieser Ehrenleute, ihr gutes Essen, ihren angenehmen, zwanglosen Umgang. Mancher besucht täglich zwei bis vier solcher Bäder, und bringt dort den größten Teil seines Tages mit Singen, Trinken und nach dem Bade mit Tanzen zu. Selbst im Wasser setzen sich einige hin und spielen Instrumente. Nichts aber ist reizvoller, zu sehen oder zu hören, als wenn aufblühende oder erblühte Jungfrauen mit dem schönsten offensten Gesicht, an Gestalt und Benehmen Göttinnen gleich, zu diesen Instrumenten singen. Dann schwimmt ihr leichtes zurückgeworfenes Gewand auf dem Wasser, und jede ist eine andere Göttin der Liebe. Dann haben sie die artige Sitte, wenn Männer ihnen von oben herab zusehen, sie scherzweise um einen Almosen zu bitten; man wirft ihnen kleine Münzen zu, die sie mit der Hand oder mit dem ausgebreiteten Pinnengewand auffangen. Ebenso wirft man ihnen auch aus allerhand Blumen geflochtene Kränze hinab, mit denen sie sich das Köpfchen schmücken. Diese vielfältige Gelegenheit, das Auge zu erfreuen und den Geist zu ermuntern, hatte einen großen Reiz für mich, daß ich nicht nur selbst zweimal täglich badete, sondern auch die übrige Zeit mit Besuch anderer Bäder zubrachte, und ebenfallig Münzen und Kränze hinunterwarf, wie die anderen. Denn unter diesem immerwährenden Geräusch von Klang und Gesang war da weder zum Besen noch zum Denken Zeit und hier allein weißte sein zu wollen, wäre die größte Torheit gewesen.“

Daß man zwei- oder mehrmal des Tages badete, war nichts Außergewöhnliches, ja aus einem Berichte von Felix Demmerlein aus dem Jahre 1461 geht hervor, daß die Badegäste in Pfäfers 6 bis 7 Tage ununterbrochen im Bade sitzen blieben, sobald sie im Wasser schlafen mußten. Allerdings war der Grund dafür nicht der, daß es ihnen im Wasser so ausnehmend behagte, sondern sie hatten Furcht vor dem Derauf- und Heruntergehen auf den hängenden Bechern, die wirklich fürchtbar gewesen sein müssen, denn es gab Leute, die sich in Sesseln festbinden und mit verbundenen Augen ins Wasser herunterlassen ließen! Daß das Baden — wenn man es nicht des Vergnügens, sondern der Gesundheit wegen tat — in jenen verschollenen Zeiten immer so vergnüglich war, wie man es aus den Berichten über Baden in Aargau entnimmt, ist ein Irrtum, denn über das eben genannte Bad Pfäfers berichtet im Jahre 1559 der Arzt Hugelín aus Basel, der in den Pfäfers eingebaute Baderkassen sei so eng gewesen, daß nicht viel über hundert Personen darin sitzen konnten, und auch diese mußten „ganz eng zusammen schmücken“ und „sitzen da in der Dunkelheit, wie die Seele in St. Bartricus Begleiter.“ Wie unwürdig es auch zuweilen in alten Bädern zuzugang, lehren auch die Baderordnungen, die sich erhalten haben. Im Jahre 1485 wurde für das Bad Mainhardt durch den Grafen Karl VI. von Hohenlohe eine Baderordnung erlassen, deren harte Strafbestimmungen höchst wahrscheinlich nötig waren. Da hieß es: es soll niemand, wer er auch sei, im Badhaus zu Mainhardt den anderen schlagen oder Gewalt beweisen. Wer das tut mit gewapneter Hand, dem soll ohne Gnade die rechte Hand abgehauen werden. Wer aber schlägt oder vergewaltigt ohne Waffen, der soll dem Grafen zur Strafe stehen.“ Noch in viel späterer Zeit, allerdings in der vollen Zeit des dreißigjährigen Krieges, wird eine Baderordnung für Baden erlassen, die gebietet, „daß kein Kurgast den andern mit der Faust schlage, auch nicht mit einem Wehr, Messer oder Dolch schädige; auch soll keiner dem andern Ueberdrang tun, durch Spritzen, Taufen oder freventlich in das Wasser fallen. Nach soll keiner den andern mit Zutrinken nötigen, damit keiner durch die Bällerei den Wein wieder von sich geben mußte; es soll auch niemand ohne Verbilligung von anderen Orten Wein ins Tobel beschicken lassen. Solchen, die da Liebhaber des neuen Glaubens seien, gebietet der Abt, daß sie, wherever sie im Bad sind, den Glauben mit ihrer Lehre für sich selbst behalten; zudem sei auch deutsche Psalmen zu singen bei Buße gänzlich verboten. Der aber eine große Lust zu singen hätte, der kann andere geistliche oder sonst ehrebarelieder singen und darum das Bad mit keinem ungeheuren Geschrei erfüllen.“ Ebenso

wie man mit dem Aufenthalt im Wasser nicht immer das richtige Maß fand, war es bei den Trinkfunden in alter Zeit. Im germanischen Museum in Nürnberg findet sich dafür ein hübscher Beleg in Gestalt einer Anweisung, die 1571 ein Arzt seinem Patienten, einem reichen Nürnberger Kaufmann mit auf den Weg nach „Carls Bad“ gab. Darin heißt es: (in moderne Schreibweise übertragen) „Zum andern wieviel Ihr trinken müßt, in diesem Fall muß man sich nach die Natura richten, wann etliche können viel vertragen, etliche auch wenig, deshalben müßt Ihr mit wenig anfangen und alle Tag mit einem Becher oder zweien aufsteigen, also wird die Natura das gewöhnen, nämlich den ersten Tag müßt ihr etwas über ein Seidel trinken, und wenn Ihr ohne Beschwernis trinket, am andern Tag anderthalb Seidel, auch etwas darüber, am dritten Tag ein Maß, am vierten Tag anderthalb Maß, am fünften Tag zwei Maß.“ Diese zwei Maß täglich sind aber noch wenig gegen die Wassermengen, die man beispielsweise in französischen Bädern zu sich nahm: man fing in Spa mit 6 Gläsern täglich an und suchte die Zahl bis auf 16 zu steigern und je mehr man trinken konnte — auch über 16 Gläser — desto gesünder hoffte man zu werden. In Wearn brachte es der französische Geschichtsschreiber de Thou auf 25 große Gläser des schwefelhaltigen Getränkes, ja ein anderer Badegast, der gleichseitig da war, soll seine 50 Gläser hintereinander in sich hineingegossen haben!

Büchertisch.

— Sarah von Lindholm. Roman von Margarete Böhm. Leipzig, Hesse u. Becker Verlag. 286 Seiten, 3 Mk., geb. 4 Mk. Margarete Böhm, die erfolgreiche Herausgeberin des „Tagebuchs einer Verlorenen“, bietet dem Lesepublikum mit ihrem jüngsten Buch einen trefflichen, von Anfang bis zu Ende fesselnden Unterhaltungsroman, der ihr sicherlich viele neue Freunde gewinnen wird. Im Mittelpunkt der Handlung steht die Verlobte Sarah von der Uke, genannt Sarah von Lindholm. Sie ist durch Leiden und Kränkungen scheinbar hart und gefühllos geworden. Ihr Mann hat sich vor Jahren ehelicher Untreue schuldig gemacht und ist mit dem Hausmädchen auf und davon gegangen. Nun verwaltet Sarah schon seit langem die Werte allein, und zwar an der Seite des alten Norwegers Frj. Søn, eines Seehärens, dem sie weit überlegen ist, und an den sie im Grunde nichts fesselt. Ihre beiden Kinder aus der Ehe mit dem Holländer Pieter van der Uke, Harro und Theresia, sind ihr freudig geworden; ihre ganze Liebe scheint sie einem Findling zu schenken, von dem man ränkeft, er sei ihr Sohn. In Wahrheit ist er das Kind jenes Hausmädchens, das mit Sarahs Mann ins Ausland gegangen war. Eine weitere Feinheit ist es, daß Pieter van der Uke auch an diesem Mädchen treulos handelt. Gealtert und körperlich gebrochen kehrt die Unglückliche in die Heimat zurück. Als Sarah die Wahrheit über jenen Findling erfährt, wendet sich ihre Liebe wieder ihren eigenen Kindern zu.

— Griebens Reiseführer, Band 137. Der Speßart, 2. Auflage. Mit zwei Karten. Preis Mk. 1.—. Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin W. 35. Daß von dem neuen Führer „Speßart“ schon jetzt eine neue Auflage notwendig war, spricht ebenso sehr für die wohl verdiente Beliebtheit der Griebens wie für die große Besucherzahl des Speßartgebietes. Der mit größter Sorgfalt neu bearbeitete Führer zeigt überall, daß der Verfasser, der sich auch um die zweite Auflage sehr verdient gemacht hat, das ganze Gebiet gründlich kennt. Unter anderem hat er das ausgedehnte Markierungsnetz einer genauen Nachprüfung unterzogen und alle Veränderungen gewissenhaft nachgetragen. Besonders führt er den Wanderer auch Wege, die abseits von den allgemeinen Markierungsrouten liegen und gerade darum recht empfehlenswert sind. Von großem Interesse dürfte allen Besuchern dieses Gebietes die in einem eigenen Kapitel gebrachte Beschreibung des Speßartwaldes sein, dem ja das Gebirge in erster Linie seinen Ruh als Touristengebiet verdankt. Die dem Führer beigegebenen Karten sind genau revidiert und gewährleisten in Uebereinstimmung mit dem Text eine schnelle und sichere Orientierung. Möge denn das Mähdchen, das in seiner neuen Fassung als unbedingt zuverlässig anzusprechen ist, weiter zur Hebung des Fremdenverkehrs im schönen Speßartwalde beitragen.

Magisches Zahlenquadrat.

In die Felder nebenstehenden Quadrats sollen die Ziffern

3 11 15 22

viermal derart eingetragen werden, daß die Summe der Zahlen in jeder der senkrechten, wagerechten und Diagonalreihen stets 51 beträgt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Versteckrätsels in voriger Nummer:
In Gottes Segen ist alles gelegen.